

dtv

Er kann einfach nicht nein sagen. Immer wenn ein Buchhändler, eine Volkshochschule oder eine andere Kulturinstitution anruft und um eine Lesung oder einen Vortrag bittet, sagt er zu. Also hetzt der begnadete Erzähler kreuz und quer durch Deutschland, kennt jedes Hotel – und wird sich selbst dabei ganz fremd. Da bringt ihn eines Tages ein Freund auf die Idee, sich zu vervielfältigen. Mit einer Zeitungsannonce werden Doppelgänger gesucht, die fortan für ihn auf Reisen gehen sollen, während der echte Rafik Schami zu Hause in Ruhe neue Bücher schreiben kann. Doch die Katastrophe bleibt nicht aus ...

*Rafik Schami*, 1946 in Damaskus geboren, lebt seit 1971 in der Bundesrepublik. Studium der Chemie mit Promotionsabschluß. Heute zählt er zu den erfolgreichsten Schriftstellern deutscher Sprache. Sein Werk wurde in über 20 Sprachen übersetzt. Er lebt in der Pfalz.

Rafik Schami  
Sieben Doppelgänger

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
**[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



4. Auflage 2015  
2001 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags  
© Carl Hanser Verlag München 1999  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: Root Leeb  
Satz: Satz für Satz. Wangen im Allgäu  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12936-7

In Dankbarkeit allen Buchhändlerinnen und Buchhändlern, die jemals einen Erzählabend mit mir veranstaltet haben, sowie allen, die jemals einen solchen ins Auge gefaßt haben, aber nicht realisieren konnten. Damit sie erfahren, warum ich zur Zeit nicht mehr reise – weil alles, wovon ich im Folgenden erzähle, passieren kann, wenn ein Autor nicht gelernt hat, rechtzeitig nein zu sagen.

\*

Alle Personen, Orte und Ereignisse dieser Geschichte  
sind reine Erfindung. Die Ähnlichkeit mit lebenden  
Personen, realen Ereignissen, Orten und  
Buchhandlungen ist ein Zufall und  
zugleich Anlaß zum Staunen,  
wie sehr das Leben  
letztendlich  
fiktiv  
ist  
\*

## *Vom Ernst, der oft in einer Falte des Lachens schlummert*

Alles hat in Karlsruhe begonnen, und schuld ist Gerhard B.

Vereinbart hatte ich eine Lesung bei der Karlsruher Bücherschau, doch die war im Handumdrehen ausverkauft. Der Buchhändler wurde bedrängt und bedrängte seinerseits mich, und ich machte wieder eine Ausnahme und sagte für eine zweite Lesung zu, am selben Ort, aber mit anderen Geschichten. Der Erfolg war überwältigend. Also sind auch die Karlsruher Zuhörer und Buchhändler schuld. Denn wären sie zurückhaltender gewesen mit ihrer Liebe, wäre alles nicht passiert.

Aber das Unglück wäre auch nur halb so schlimm ausgefallen, wenn meine sieben Doppelgänger nicht vollkommene Nieten gewesen wären. Wie sonst soll man diese erbärmlichen Kreaturen nennen, die die einfachste Aufgabe nicht bewältigen können. Ja, sie trifft die größte Schuld!

Aber jetzt muß ich mit der Liste der Schuldigen aufhören, denn sonst lande ich noch bei meiner unverbessert menschenfreundlichen Mutter, die bei jedem Verbrecher so lange suchte, bis sie eine positive Seite fand. Oder bei Jesus Christus und seinem Gebot, den Nächsten zu lieben, auch wenn es sich um das größte Schlitzohr handelt.

Um die Wahrheit zu sagen: Außer mir trägt niemand die Schuld an der Katastrophe. Niemand. Und weil ich mich nun offiziell dazu bekenne, kann ich die Geschichte auch frei erzählen, genau wie sie passiert ist.

Am ersten Dezember legte sich der Nebel vom Vortag, der Himmel über Karlsruhe klarte auf und die Erde gefror. In der Nähe des Hotels, in dem ich übernachtete, war aus dem nüchternen Marktplatz ein wimmelnder, lärmender und deftig riechender Weihnachtsmarkt geworden. Ich be-

suchte kurz die Buchhandlung, flachste eine Weile mit einer Frau, die im Dezember ein Buch über Osterhasen suchte, und verbrachte den ganzen Nachmittag mit Glühwein und Schupfnudeln. Reisen bildet und macht dick – oder gesund, wie wir Araber die Körperfülle nennen.

Ein Schläfchen wusch den süßlichen Nebel aus meinem Hirn, und um sechs – nach einer langen Dusche – war ich wieder frisch und voller Tatendrang wie ein Fohlen.

Und entsprechend verlief auch der zweite Abend in Karlsruhe. Er wirkte auf mich berauschend.

Solche Abende verjüngen das Herz. Alle fünf oder sechs Jahre treffe ich eine Freundin aus der Studentezeit, und sie fragt mich jedesmal ernst und ein wenig neidisch, was ich so einnehme, daß ich immer zehn Jahre jünger aussehe, als ich in Wahrheit bin. Ich nehme nichts ein. Im Gegenteil! Ich gebe, indem ich erzähle. Erzählen hält mein Herz in Spannung. Heute, nach einem Monat im Versteck, sehe ich so alt aus, wie meine fünfzig Jahre verlangen.

Freies Erzählen ist eine Zauberei. Man steht im Rampenlicht und empfängt die Sympathie der Menschen. Ich komme mir vor wie eine Linse, die das Licht bündelt, oder wie eine Satellitenantenne, die diese Sympathie aus dem Saal empfängt und ins Herz leitet, wo sie Kraft, Bilder und Wörter erzeugt. Ich fühle es nicht nur als Kitzel meiner Seele, ich fühle es körperlich, und deshalb bin ich auch körperlich süchtig nach Auftritten vor Publikum geworden.

Oft habe ich gewünscht, auf der Bühne zu sterben, doch war es mir bisher nicht vergönnt.

Doch zurück zu jenem merkwürdigen Abend in Karlsruhe, an dem die Idee des Doppelgängers geboren wurde.

Nach der Lesung gingen wir – der Buchhändler, seine Mitarbeiter und ein paar Freunde, darunter Gerhard B. – in ein italienisches Restaurant, und ich war der glücklichste Mensch auf Erden. Aber ich fühlte mich erschöpft. Das war meine 139. Lesung in jenem Jahr, und ich hatte noch eine



Woche mit zehn Vorträgen, jeweils zwei an einem Tag: einen am Nachmittag vor Kindern und einen abends für Erwachsene.

In jenem Jahr war ich dreimal fürchterlich erkältet und schluckte, um die Vorträge überhaupt halten zu können, eine Menge Medizin. Kurz vor Ende der Reise war ich so geschwächt, daß ich mich bei jeder Begrüßung ansteckte.

»Du brauchst Ruhe«, sagte mir mein Hausarzt. Er sah selbst abgekämpft und müde aus.

Gut gesagt, aber wo sollte ich die Ruhe hernehmen? Jede Nacht in einem anderen Hotel mit unterschiedlichen Betten, Temperaturen und Geräuschpegeln – und das deutsche Frühstück war nicht in der Lage, mich zu kurieren.

Ich war in jenem Jahr wirklich besonders müde.

Gerhard B. saß mir gegenüber. Witzig und schüchtern zugleich fragte er beim zweiten Glas Wein, wie es mir gehe. Er fragte nie aus Höflichkeit. Wir kannten uns seit über zehn Jahren. »Glücklich, aber müde, sehr müde«, antwortete ich ernst.

»Kein Wunder«, erwiderte er und schaute zur Seite, um seine Frau zu informieren, eine erfahrene Therapeutin, »er hat heute seine 170. oder 240. Lesung hinter sich.«

Verwundert sah seine Frau mich an.

»Er übertreibt«, beschwichtigte ich.

»Ja, ja, ich übertreibe, aber erst wenn du einen Nervenzusammenbruch erleidest, wirst du erfahren, wer hier übertreibt. Ich habe beide Abende miterlebt, und was du da an Kraft verschleißt, ist furchtbar. Die Leute im Saal merken gar nichts. Sie amüsieren sich nur.« Und er fügte wie nebenbei hinzu: »Warum nimmst du dir keinen Doppelgänger?« Und weil er genau in dieser Sekunde entweder meinen offenen Mund und dümmlichen Blick sah oder selbst das Geniale – oder sagen wir es ehrlicher, das Teufliche – an seinem Gedanken erkannte, lachte er so frech und laut, daß der Wirt, der gerade die Bestellungen für die nächste Runde entgegennehmen wollte, erschrak.

»Bist du verrückt?« fragte ich.

»Du kannst dich zurücklehnen«, fuhr Gerhard unbeirrt fort, »und deinen Doppelgänger in die Kälte schicken, fifty-fifty, und sei sicher: Hundert arme Teufel würden sich wünschen, einen so tollen Job zu bekommen: erzählen, Rafik Schami spielen und am Abend einen warmen Fünfhunderter in der Tasche fühlen und womöglich eine schöne Frau im Hotelbett. Du machst Schluß mit deiner mittelalterlichen Art, jetzt sollen andere übernehmen.«

»Du spinnst wohl«, rief ihm seine Frau zu, aber ihr Ton klang bewundernd.

»Ja, ich spinne, aber wetten wir, daß seine Doppelgänger am selben Abend in zehn Orten erzählen können, und kein Schwein merkt was. Was weißt du hier in Karlsruhe davon, was heute abend in Heidelberg, Mannheim oder Ludwigshafen passiert? Hm? Von Wiesloch, Walldorf, Schwetzingen, Bensheim, Weinheim, Neckargemünd oder Darmstadt, mal ganz abgesehen. Und wer von uns weiß, wer heute abend in Zürich oder Wien einen Vortrag gehalten hat?«

»Aber«, stotterte seine Frau. Ich erstarrte und schluckte schwer an der brennenden Logik, die meinen Kehlkopf lähmte.

»Nichts aber«, erwiderte er und wandte sich mir zu. »Das ist wirklich die einzige Lösung, wenn du nicht auf irgendeiner Autobahn oder, noch schlimmer, mit einem Herzinfarkt in einem Sanatorium enden willst.«

Ich wechselte zunächst das Thema, doch als ich ihn beim dritten Wein fragte, woher er die Idee mit den Doppelgängern habe, klatschte seine Antwort wie eine Ohrfeige gegen meine Vergeßlichkeit: »Aus deinem Roman *Der ehrliche Lügner*. Das Kapitel hast du uns vor einem Jahr hier in Karlsruhe erzählt.«

Ich nickte und lächelte verlegen, um meinen Blackout zu entschuldigen. So schnell wendet sich Geschriebenes gegen den Urheber.

»Und die Buchhändler?« fragte seine Frau leise, »was ist, wenn sie es merken?«

»Sie merken gar nichts«, sagte Gerhard, »die sind am Abend viel zu aufgereggt und übermüdet. Mich hat mein liebster Buchhändler mit ›Grüß dich, Stefan‹ begrüßt! Seit fünfzehn Jahren bin ich sein Kunde!«

Wie recht Gerhard hatte! Die Buchhändler freuen sich auf die Veranstaltung und sind am Abend so erschöpft, daß sie oft bescheiden und glücklich in der hintersten Reihe sitzen, wenn sie nicht sogar zwei Stunden lang stehen bleiben. Das ist wahrlich ein Hungerlohn für all die Anstrengung, die die Vorbereitung zu einer Lesung verursacht. Ihr Risiko ist groß: eine gelungene Lesung ist eine Oase, eine mißlungene ist eine Fata Morgana. So gefährlich ist das.

»Und was, wenn die Buchhändler nicht so erschöpft sind?« fragte seine Frau hartnäckig.

»Ja und? Mit wem sollen sie den Doppelgänger vergleichen? Rafik muß schließlich nicht im Publikum sitzen und seine Nase zum Vergleich hinhalten. Und allein aus dem Gedächtnis heraus kann man einen guten Doppelgänger nie entlarven.« Er drehte sich zu mir und fuhr fort: »Und wie viele Buchhandlungen, Bibliotheken und Volkshochschulen hast du noch nie betreten?«

Ich bestätigte, daß ich in fünfzehn Jahren noch nicht einmal die Hälfte aller Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und Österreichs besuchen konnte. Allein in Deutschland gibt es noch über tausend Buchhandlungen und genauso viele Volkshochschulen und Bibliotheken, in denen ich noch nie aufgetreten war. »Aber was ist mit den Fotos?« wollte ich fragen, doch ich kaute die Frage noch einmal und schluckte sie hinunter. Mein Gott, die Fotos der Autoren sind das letzte, das zuverlässig Auskunft gibt. Wie oft mußte ich lachen bei der Betrachtung des Originals. Bei Luciano De Crescenzo wollte ich meinen Augen nicht trauen, daß dieses rosarote Menschlein mit schütterten Haaren am Stand von Diogenes derselbe Mann mit dem

Robert-Redford-Lächeln auf dem gerade frisch gedruckten Buchumschlag sein sollte.

Und ich? Sah ich auf dem Foto, das das Interview der ZEIT begleitete, nicht wie ein unersetzter Teppichverkäufer aus? Ein Freund von mir rief empört an, man habe mich in der Redaktion wohl mit Rushdie verwechselt. Ich mußte ihn enttäuschen.

Die Verwechslung nimmt bei Volkshochschulen und Bibliotheken das Ausmaß einer Katastrophe an. Wie oft haben mich Bibliothekarinnen und Volkshochschulleiter vor dem Publikum mit falschem Namen begrüßt? Rushdie, Rafsandschani, Raff, Rafi, Trafik waren hoch im Kurs, und am häufigsten wurde ich von ihnen Shamir genannt.

Die Gastgeber sind nicht nur sehr aufgeregt, manche fürchten sich vor dem Mikrofon sogar mehr als vor dem Steuerfahnder.

»Und woher nehme ich meine Doppelgänger?« fragte ich überflüssigerweise, da ich selbst die Antwort kannte. Gerhards Antwort kam prompt: »Also, so wie du ausschaust, kann dich jeder zweite Italiener, Araber, Grieche, Perser oder Türke vertreten, und bald werde nicht einmal ich mehr den Unterschied merken.« Er lachte und handelte sich ein mißbilligendes Kopfschütteln seiner Frau ein.

»Hör auf zu trinken«, hörte ich sie flüstern.

Aber recht hatte er.

Natürlich tranken wir weiter, weil wir die Lösung für meine Ängste, Müdigkeiten und Zeitprobleme gefunden hatten.

Angst hatte und habe ich bis heute vor Autounfällen. Pro Jahr habe ich mindestens einen, aber bisher gingen alle glimpflich aus. Natürlich gab es auch traumatische Erlebnisse, die sich in meine Seele eingraviert haben, wie damals auf dem Weg nach Ravensburg. Mein VW-Käfer führte beim Aquaplaning einen Walzer auf und beachtete weder mich noch sein Lenkrad oder die Bremse. Alles lief im Zeitlupentempo vor meinen Augen ab, und ich glaubte, daß

mein Hirn nun vor dem Tod auf Sparflamme umgeschaltet hatte. Ich sah das Brückengeländer auf mich zuschweben und wußte, daß ich jetzt einen Stoß und dann einen freien Fall von 200 Metern als Abschluß eines bewegten Lebens erleben würde, und ich weiß, daß ich noch gedacht habe: »Schade, ich fange doch gerade erst an zu leben.« Und just in diesem Moment machte der Wagen eine halbe Drehung, glitt wie ein Ballettänzer parallel zum Geländer und fiel sanft und mit letzter Kraft in eine flache Böschung, nur zwei Meter vom Ende der Brücke entfernt. Es regnete un-aufhörlich, und ich registrierte noch, wie alle Autos anhielten und ihre Warnblinker einschalteten.

Ein Türke brachte seinen großen Ford zum Stehen und rannte zu mir. Mein VW-Käfer lag auf der Beifahrerseite. Ich öffnete die Fahrertür und stieg wie aus einem U-Boot aus.

In diesem Augenblick fuhren die Autos weiter. Der Türke stand vor mir, doch er sagte kein Wort. Er lächelte, und das Wasser floß in Fäden aus seinem ergrauten Schnurrbart.

Wie ein Profi der Pannenhilfe verrichtete er sein Werk fast allein und mit einer beneidenswerten Eleganz.

»Sie viel Glück. Mein Sohn gleich tot. Kopf kaputt«, sagte er später und rollte das Stahlseil wieder auf, mit dem er den Käfer aus der Böschung gezogen hatte. Und siehe da, der VW hustete ein paarmal und startete durch, als wäre nichts gewesen. Vor Aufregung habe ich mich nicht einmal bei dem Türken bedankt. Er fuhr ein paar hundert Meter hinter mir her und war dann irgendwann verschwunden.

In Ravensburg angekommen, fuhr ich gleich zu meinem feinen Hotel. Die Dame an der Rezeption wurde steif vor Schreck, als sie meine dunkle nasse Gestalt sah, die, statt Schuhen, zwei Klumpen Erde an den Füßen trug.

Ich zog mich schnell um und raste zur Buchhandlung. Das Publikum füllte bereits das Haus, und ich verhielt mich wie mein VW so, als sei nichts passiert, hüstelte ein paarmal und erzählte den ganzen Abend lang. Doch noch

viele Nächte später suchte mich dieser Alptraum mit dem tanzenden Käfer wieder heim, und ich fiel immer tiefer, bis ich erschrocken und oft schreiend aufwachte.

Auch auf der Autobahn nach München habe ich den Tod aus der Nähe begrüßt. Ich war voller Glück. Ich hatte nur noch eine Lesung in München. Damit war meine Tournee in jenem Jahr zu Ende und ich freute mich unheimlich auf eine Freundin aus Argentinien, mit der ich anschließend eine Woche in Salzburg verbringen wollte. Ihre Mutter war drei Jahre lang die Geliebte von Pablo Neruda gewesen.

Während ich *What a wonderful world* von Louis Armstrong vor mich hin sang, sah ich plötzlich im Rückspiegel ein Auto, das mit den Rädern nach oben auf dem Dach wie ein funkensprühendes Geschloß auf mich zuraste. Ich ergriff die Flucht nach rechts und hielt auf der Standspur an. Das Auto zischte an mir vorbei und knallte gegen einen Lastwagen, der massig und langsam vor uns fuhr. Der Aufprall ereignete sich nicht einmal hundert Meter entfernt von meinem Auto. Ich stellte meine Warnblinker an und rannte mit zwei anderen Autofahrern zu den verunglückten Wagen. Es war nichts mehr zu machen. Der Fahrer war siebenmal tot.

Manchmal denke ich, mein Schutzengel hat zuviel Arbeit mit mir. Ich weiß nicht, wie oft er mein Leben gerettet hat. Ist es möglich, daß er wegen der vielen unangenehmen Überraschungen einen Doppelgänger mit meinem Schutz beauftragte? Ich merke in der Tat, daß ich seit einer Weile wie schutzlos lebe.

Doch trotz Gefahr und Müdigkeit! Sobald ich auf die Bühne gehe, vergesse ich alles, selbst ein verletztes Bein, einen zerquetschten Daumen, Magenkrämpfe, Wut und Trauer. Erzählen hat mich selbst immer verzaubert, und diese Verzauberung riß auch das Publikum mit.

Nichts auf der Welt konnte mich dann ablenken. Nur meine Figuren lebten und nahmen mich an der Hand,

führten mich von Handlung zu Handlung, und ich streckte die andere Hand aus und zog das Publikum in die Geschichte mit hinein.

Was geschieht beim Erzählen mit mir? Früher wußte ich kluge und prägnante Antworten zu geben. Heute bin ich bescheidener und kann nur Vermutungen äußern, weil sich Erzählen wie vieles im Leben einer genauen Analyse entzieht. Ich weiß nur, daß Erzählen eine Voraussetzung hat, die am wenigsten beachtet wird: zuhören. Auch ich stottere bis heute, wenn ich merke, meine Worte dringen nicht ins Ohr, sondern prallen an eine unsichtbare Mauer und fallen tot zu Boden. Und so kommen die nächsten Sätze bereits geschwächt aus meinem Mund und schleichen sich unbeachtet in die Vergessenheit.

Haben mich nicht viele Kollegen gewarnt, ich würde leerlaufen, wenn ich zuviel erzähle? Nichts davon ist wahr. Je mehr ich erzählte, um so mehr Einfälle hatte ich, und da meine Gedanken orientalistisch sind und nie gelernt haben, Schlange zu stehen, drängten sie sich am Ausgang, und ich mußte manchmal nach einer Lesung die ganze Nacht im Hotel schreiben, bis ich den Stau auflösen und dann erleichtert und erschöpft in den Schlaf fallen konnte. Nein, meine Zunge war kein Bagger, der Geschichten aus meinem Gedächtnis hervorschaufelte, sondern sie war immer wie die Hand eines Töpfers, die aus der amorphen Masse der Erinnerungen und Verknüpfungen große und kleine Gefäße formte, mit einem Wort: Geschichten.

Doch manchmal waren es nicht die Geschichten, die mich schlaflos machten. Mein Gemüt hatte während der Tourneen zu viele Wechselbäder an einem Tag bewältigen müssen. Die Nähe zum Tode erschütterte mich in der Stille der Nacht, und ich hatte Angst vor der nächsten Fahrt. Und nicht selten brachen herzerreißende Affären unangekündigt in mein Leben ein, die nicht nur Narben zurückließen.

Es war ein schönes, anstrengendes, überraschendes Leben, meine Romanze mit dem Publikum.

Fünfzehn Jahre lang reiste ich in der Bundesrepublik, Österreich und der Schweiz umher, jedes Jahr über 45 000 km. Das ist die Strecke, die ein Taxifahrer im Jahr zurücklegt, und zugleich mehr als der Erdumfang. Fünfzehnmal habe ich also die Erde erzählend umkreist, und nun war ich müde, unendlich müde. Und pro Tag kamen drei Anfragen, jeweils zwei neue und eine Wiederholung einer alten. Im Jahr über tausend Anfragen!

Das schmeichelte meiner Eitelkeit, aber es warf Fragen auf, die nach einer Antwort verlangten.

Und Gerhards Geistesblitz konnte endlich die Lösung bringen.



## *Vom Neinsagen und faulen Ferkeln*

Gerhards Einfall gab mir eine mögliche Antwort auf meine verzweifelten Fragen. Was sollte ich machen? Mein Rekord lag bei 160 Lesungen im Jahr, nicht gerechnet Seminare, Radiosendungen und Tagungen. Und wenn ich das geleistet hatte, war ich ausgelaugt. Ich hatte Glück, daß ich jahrzehntelang auf Vorrat geschrieben habe, denn nun konnte ich all die Bücher veröffentlichen und dabei munter reisen, aber langsam war das Lager der bereits formulierten Geschichten aus alten Zeiten leer geräumt, und ich hatte haufenweise neue Ideen und eine große Schachtel mit Zetteln. Aber wo war die Zeit?

Nichts auf der Welt, ausgenommen die Liebe, ist als Zeitdieb geschickter als das Reisen.

Am Anfang sagte ich mir, ich würde von Hotel zu Hotel und von Café zu Café schreiben, und ich tröstete mich mit der beachtlichen Liste der Autoren, die an solchen Orten geschrieben haben, von Karl Kraus bis Nabokov, doch mir wollte es nicht gelingen. Ich brauchte den Schreibtisch.

Und selbst wenn ich nichts mehr schreiben wollte, mich quasi für diesen Genuß, auf der Bühne zu stehen und Erwachsene und Kinder zu unterhalten, auslaugen ließ, so würde ich die über tausend Anfragen im Jahr nicht bewältigen. Wer kann das schon? Und deshalb mußte ich die meisten Anfragen ablehnen. Die Enttäuschung der Liebe meines Publikums war vorprogrammiert. Die Doppelgänger würden mir erlauben, auch die kleinsten Bibliotheken und Buchhandlungen zufriedenzustellen und damit auch mein Publikum.

Als ich vor über fünfzehn Jahren unbekannt war, lachten mich meine Kollegen und Freunde aus. »Du willst den

Deutschen etwas erzählen? Weißt du überhaupt, in welchem Land du lebst? Hier hört keiner zu.«

Ich kam mir vor wie ein Entwicklungshelfer, der durch Technik und Chemie verdorbene Bauern in einem Land der dritten Welt wieder zu den Ursprüngen zurückführt, mit denen ihre Urgroßeltern bei jedem Wetter überlebt haben.

Die Lesungen am Anfang bestätigten dann auch die pessimistischen Prognosen. Ich lebte damals in Heidelberg und reiste für Vorträge bis Hamburg, Wien und Berlin. Wie oft stand ich nach sechs, sieben Stunden Fahrt vor zehn Leuten, davon drei von der Buchhandlung. Natürlich ist man bitter enttäuscht, wenn man mitten im Winter einen leeren Saal vor sich hat, aber der Orientale in mir soufflierte leise: »Diese Leute hier können nichts dafür, daß andere nicht gekommen sind.«

Und ich atmete einmal tief durch und erzählte den Anwesenden so begeistert, daß sie bald meine Botschafter in ihren Städten wurden, und beim nächsten Besuch waren dann über fünfzig Leute da. Und von der dritten oder vierten Lesung an waren die Veranstaltungen ausverkauft, und das auch, was nicht selten vorkam, bei hohem Eintrittspreis.

Was ich unterwegs erlebte, würde Bücher füllen. Merkwürdigerweise gehören die komischen Erlebnisse nur der Zeit an, in der ich noch unbekannt war. Später, als ich bekannter wurde und immer noch als Junggeselle herumreiste, beschränkten sich die exotischen Erlebnisse auf kuriose Liebesabenteuer. Weg waren die bösen Überraschungen und die Unsicherheit. Man wurde wie ein König empfangen, und die Buchhändler sorgten für einen reibungslosen Ablauf.

Das war am Anfang nicht so. Manche Niederlagen waren so verheerend, daß ich sie nicht vergessen kann. So wurde ich eines Tages gebeten, eine Lesung mit sechs ausländischen Autoren in Frankfurt zu moderieren. Die Massen

strömten ins Haus zu irgendeiner italienischen Folklore, an die zweitausend Leute, wir dagegen saßen im Keller drei Zuhörern gegenüber, einer Frau und zwei Männern, die gekommen waren, um einige der Dichter privat zu treffen, und sie wollten im Lesungsraum auf sie warten, da es draußen kalt war. Zwei Autorinnen und vier Autoren waren aus weit entfernten Orten gekommen, um ihre Gedichte vorzutragen.

Der Abend wurde zu einer Blamage.

Doch wenige Zuhörer ergeben nicht automatisch eine schlechte Lesung. Zu einer Lesung in einer kleinen hessischen Stadt waren eines Abends nur acht Zuhörerinnen gekommen. Der Buchhändler hatte nicht viel Geld. Er bot mir an, bei ihm zu übernachten. Die acht Zuhörerinnen waren eine schöner als die andere, und ich hatte Mühe, dem roten Faden meiner Geschichte bei so vielen ablenkenden Augen noch zu folgen. Ich hatte das Gefühl, es seien Feen, die bei mir hereinschauten, deshalb änderte ich mein Programm und erzählte Geschichten von schönen Märchenfeen und Frauen, und das herzliche Lachen des kleinen Auditoriums füllte mindestens dreihundert Plätze in meinem Herzen. Ich war zufriedener als bei manchem großen Auftritt, bei dem mehrere hundert Zuhörerinnen und Zuhörer so steif dasaßen, als erzählte ich nicht orientalische Geschichten, sondern von Nebenwirkungen der Antibiotika.

Ich fuhr nach der Lesung also zufrieden und beschwingt mit dem Buchhändler nach Hause. Er war sehr enttäuscht und bemühte sich wie viele Deutsche, seine Gefühle zu unterdrücken. Erst spät in der Nacht, nachdem seine Frau und Kinder schlafen gegangen waren und wir bereits den siebten Wein hinter uns hatten, schimpfte er auf Presse und Kunden, die ihn so schmähdlich im Stich gelassen hätten, daß er sich vor mir schämen müsse. Ich beruhigte ihn, und langsam konnte er wieder herzlich lachen.

Plötzlich sagte der Mann, er gehe nun vorm Schlafen mit

dem Hund noch eine Runde spazieren. Ich war todmüde, verabschiedete mich von ihm und ging in das Gästezimmer. Anfängerproblem: Man vergißt aus Schüchternheit zu fragen, wo die Toilette ist.

Mitten in der Nacht wachte ich auf. Wir hatten Unmengen Wein und Wasser getrunken. Ich öffnete leise die Tür in der Hoffnung, allein die Toilette zu finden. Das Licht brannte noch. Plötzlich richtete sich ein Ungeheuer am Ende des Korridors auf und rannte auf mich zu. Ich sprang zurück und schlug die Tür zu. Es war eine riesengroße schwarze Dogge, und nun hockte sie vor meiner Tür. Immer wenn ich die Tür einen Spalt aufmachte, knurrte das Monster. Ich rief verzweifelt: »Hallo, kann jemand den Hund zurückhalten?«

Es war bereits nach drei Uhr.

»Hallo«, rief ich immer lauter, weil meine Blase zu platzen drohte, und ich schwöre bei allen Heiligen, hätte mein Zimmer ein Fenster gehabt, so hätte ich meine Blase über den Köpfen später Passanten entleert.

Beim dritten oder vierten Ruf fing der Hund fürchterlich an zu bellen und weckte den Buchhändler, der mir verlegen die Toilette am Ende des Korridors zeigte und den Hund irgendwo einspernte.

Wie gesagt, die Besucherzahl war am Anfang bescheiden, aber nach drei, vier Jahren verwandelte sich der Erfolg von einer Tages- in eine Dauerfahrkarte, denn mein Ruf eilte mir voraus. Im Buchhandel gibt es nämlich ein besseres Nachrichtensystem als beim deutschen Geheimdienst. Nicht selten fuhren Mitarbeiterinnen einer Buchhandlung hundert Kilometer weit, zahlten Eintritt und hörten sich die Geschichte an, die ich bei ihnen ein paar Tage oder Wochen später erzählen sollte.

Mein Erfolgsprinzip war einfach: immer weiter lernen und nie vergessen, daß Buchhändler und Publikum mir Zeit von ihrem Leben schenkten.

Dazu kommt, daß Erzählen in der Fremde eine Passion